

NILS ERIKSEN

UNHEILVOLLE FRACHT

Der Prolog zu „Rotes Kliff“



Hinweis:

Die Figuren und Handlungen in diesem Roman sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind nicht rein zufällig, sondern beabsichtigt. Jedoch sind sämtliche Handlungen und Dialoge fiktiv und dienen ausschließlich der Unterhaltung.

»Rotes Kliff«

Erik & Amelia Band Eins

Copyright © 2024 by Nils Eriksen

Titelbild: iStock-520075075

Lektorat: Edition Svanen

info@nils-eriksen.de

Edition Svanen
K. Sewekow
Droste-Hülshoff-Str. 35
22609 Hamburg
www.nils-eriksen.de

PROLOG »UNHEILVOLLE FRACHT«

Nordfriesland, 1924

Als der Raddampfer in den Hafen von Munkmarsch auf Sylt einlief, lag ein schwüler Juniabend über der Insel. Die Hafenlaternen warfen ein trübes Licht auf die Dünen und Strandweiden, die nur schemenhaft zu erkennen waren. Archibald Fenton, von seinen Kameraden einfach »Archie« genannt, verließ als einer der letzten Passagiere das Fährschiff. Der Mitarbeiter des britischen Auslandsgeheimdienstes war für seine Undercover-Einsätze berüchtigt und galt als einer der erfahrensten Agenten in den Diensten ihrer königlichen Majestät.einfach

Fenton war ein kräftig gebauter Mann Ende vierzig mit kantigen Gesichtszügen. Er wirkte beinahe grimmig. Mit seiner Erscheinung erinnerte er auf den ersten Blick mehr an einen Hafenarbeiter als an einen ausgefuchsten Spion. Doch diese Täuschung war gewollt, denn Fenton war ein Meister der Verkleidung und Tarnung. Sein Blick musterte die Umgebung misstrauisch. Als kampferprobter Agent, der im Ersten Weltkrieg als Nahkampfausbilder gedient hatte, entging ihm nur wenig.

Unter seinem Mantel verbarg sich ein muskulöser Körper, der noch immer zu Kraftakten fähig war. Obwohl Fenton aus dem Londoner Arbeitermilieu stammte, hatte er

sich mit Intelligenz und eiserner Disziplin hochgearbeitet. Seine tiefe Stimme ließ ihn wie einen der zähen Inselbauern wirken, die in Nordfriesland zu finden waren. Diese Verkleidung als einfacher Seemann war der Ausgangspunkt für Fentons neuen Auftrag.

Wie damals üblich, erhielt der Spion nur unzureichende Informationen über die Einzelheiten der Mission. Er wusste lediglich, dass er sich auf Sylt mit einem Wissenschaftler treffen und von ihm brisante Dokumente in Empfang nehmen sollte. Fenton watete mit seinen Stiefeln vom Anleger durch den Hafenschlick, während der Geruch von Teer und Fischinnereien in seiner Nase brannte. Mit dem Dampfzug der Sylter Inselbahn fuhr Fenton schließlich nach Westerland.

Er stieg aus und mischte sich unter die Menge, die vom Bahnsteig strömte. Kurgäste in eleganten Sommerkleidern und Herren mit Strohhüten schlenderten zur Strandpromenade. Das Lachen der Kinder vermischte sich mit den schrillen Rufen der Möwen zu einer Melodie des Sommers.

Er folgte der Friedrichstraße, vorbei an den Schaufenstern kleiner Läden, in denen Bernstein und Muscheln angeboten wurden. Das Licht der Gaslaternen tauchte das Kopfsteinpflaster in einen warmen Schein. Aus den Cafés und Kneipen drangen Jazzmelodien und Stimmengewirr. Fenton erreichte sein Ziel, das Hotel Miramar, ein stattliches Gebäude mit weißer Fassade und Türmchen. Er betrat die Lobby, wo ihn ein Portier in Livree begrüßte. Der Mann musterte Fentons abgewetzte Kleidung, sagte aber nichts. Fenton ließ sich den Schlüssel geben und stieg die breite Treppe hinauf.

Sein Zimmer ging auf die Promenade und das Meer hinaus. Er öffnete das Fenster und ließ die frische Abendluft herein. Die letzten Sonnenstrahlen spiegelten sich in den Wellen, während die ersten Lichter in den Häusern aufleuchteten. Das Hotel Miramar war ein Ort der Erholung, des Luxus und der Unbeschwertheit. Für Archibald Fenton war es jedoch nur ein weiterer Schauplatz in einem gefährlichen Spiel, das er seit Jahren spielte. Er stand am

Fenster seines Zimmers und beobachtete die Strandpromenade, wo sich Familien tummelten, Kinder lachten und Paare im Schein der untergehenden Sonne spazieren gingen. Ein Anblick, der ihn kurz innehalten ließ.

Elizabeth.

Ihr Gesicht tauchte vor seinem inneren Auge auf, wie sie wohl gerade in ihrem kleinen Cottage in Südengland den Tisch deckte. Sie war hochschwanger und machte sich bestimmt Sorgen um ihn. Ein Stich fuhr ihm durchs Herz. Er hatte ihr versprochen, bei der Geburt dabei zu sein. Ein Versprechen, das er vielleicht nicht würde halten können.

Er verdrängte den Gedanken und wandte sich vom Fenster ab. Er musste sich auf den nächsten Tag vorbereiten, auf das Treffen mit dem Wissenschaftler, der ihm die brisanten Dokumente übergeben sollte. Er sollte sich auf die Gefahren konzentrieren, die vor ihm lagen, und nicht auf die Sehnsucht, die ihn zu zerreißen drohte.

Fenton setzte sich an den Schreibtisch und begann, seine Notizen durchzugehen. Er musste jeden Schritt, jedes Detail im Kopf haben, um keinen Fehler zu machen. Er wusste, dass sein Leben davon abhing, aber auch das Leben seiner Familie. Denn wenn er scheiterte, würde nicht nur er die Konsequenzen tragen, sondern auch Elizabeth und ihr ungeborenes Kind.

Seine wettergeerbte Erscheinung erweckte auf den ersten Blick keinen Verdacht, als er am späten Nachmittag des nächsten Tages unweit des Bahnhofs vor der heruntergekommenen Kneipe »Zur Möwe« auftauchte. Lässig lehnte der Brite an der Backsteinmauer und zog an seiner Tonpfeife, während er die Umgebung nach verdächtigen Bewegungen absuchte. Zwei kräftige Arbeiter in Ölzeug und Gummistiefeln traten wenige Minuten später aus dem Lokal und lenkten ihre Schritte zielstrebig in Richtung der Dünen am nördlichen Ortsrand. Fenton folgte ihnen in gebührendem Abstand.

Der Geruch von Benzin und Maschinenöl lag bereits in der Luft, als die beiden Gestalten um eine Dünenkuppe bogen und eine halb im Sand versunkene Bretterhütte

sichtbar wurde. Der bemooste Verschlag war notdürftig mit Zinkblech abgedeckt und mit aufgemalten Schriftzügen übersät. »Unbefugtes Betreten strengstens verboten« prangte über dem Eingang.

Die beiden Männer verschwanden in der Hütte, um kurz darauf wieder herauszukommen und weiter den Strand hinauf zu marschieren. Fenton folgte ihnen in sicherem Abstand. Er wusste, dass er sich in der Nähe des »Roten Kliffs« befand, einem markanten Küstenabschnitt zwischen Westerland und Kampen.

Kurz darauf erblickte er zwischen den Hügeln eine weitere Hütte, ungleich größer und gepflegter. Der Backstein-Neubau wirkte mit seinen verschlossenen Fensterläden und dem ummauerten Vorgarten wie eine kleine Festung inmitten der Einöde. Nachdem die bulligen Arbeiter im Inneren verschwunden waren, spähte Fenton durch die Ritzen der Tür. Er konnte gerade noch den oberen Rand einer Stahltür ausmachen, die offenbar in den Untergrund führte. Dieser getarnte unterirdische Komplex musste der Treffpunkt sein.

In der Ferne ertönten zehn Schläge einer Turmuhr. Pünktlich, wie es seine Art war, verließ eine dritte Gestalt in pelzbesetztem Mantel und Stiefeln den Bunker. Der Statur und der offensichtlich hochwertigen Kleidung nach zu urteilen, musste es sich um den gesuchten Wissenschaftler handeln: Martin Schneider.

Nach einem letzten tiefen Zug aus seiner Pfeife stieß Fenton sich von der Bretterwand ab und näherte sich gemächlich dem Mann. Mit starrem Blick und unbewegter Miene musterte der als Seemann verkleidete Agent seine Zielperson.

Eine kühle Böe fegte Fenton den salzig-feuchten Seewind ins Gesicht, als er mit seinen Koffern nur einige Minuten später die Hütte verließ. Der Himmel hatte sich inzwischen zu einer bleigrauen Wolkendecke zusammengezogen. Der

für die Jahreszeit heftige Wind peitschte ihm Regentropfen ins Gesicht und trug den strengen Geruch von Tang und Seegras zu ihm herüber.

Schneider war längst wieder im Inneren des Bunkers verschwunden. Auch die beiden Begleiter hatten sich vor dem immer unangenehmer werdenden Wetter zurückgezogen. Fenton blieb nichts anderes übrig, als sich schulterzuckend auf den Rückweg nach Westerland zu machen. Auf dem langen Marsch über die Dünen und an den Salzwiesen entlang erwiesen sich die beiden wuchtigen Aktenkoffer aus Leder und Metall als schwere Last. Mit den beiden Koffern bahnte er sich durch den strömenden Regen den Weg zum Bahnhof.

Dort löste er sich wieder eine Fahrkarte für die Inselbahn. Wenige Minuten später ging die Fahrt los. Das Gefährt schnaupte auf der Strecke Richtung Munkmarsch. Durch die beschlagenen Fenster erhaschte Fenton nur spärliche Blicke auf die vorbeiziehende Landschaft aus Wiesen und Deichen. Ein Reisender mit abgetragener Mütze saß ihm gegenüber und beäugte misstrauisch die beiden Koffer zwischen Fentons Beinen. »Auf dem Weg zum Festland?«, fragte der Fremde mit rauer Stimme und deutete mit einer knochigen Hand auf das Gepäck.

Fenton nickte knapp und murmelte: »In Munkmarsch nehme ich den Dampfer.«

»Ja, ja, die Raddampfer.« Der Reisende schmatzte laut und spuckte einen braunen Priem in den Aschenbecher. »Noch ist nicht viel los hier, seit die Insel vor der dänischen Küste liegt. Aber warten Sie nur, bis der neue Damm steht.«

Der Brite sah den Fremden fragend an. »Ein Damm, sagten Sie?«

»Ja, der neue Hindenburgdamm.« Der Mann wirkte aufgeregt von dieser Aussicht. »Der bringt uns die Zukunft. Nächstes Jahr wird mit dem Bau begonnen. Bis 1927 soll die Strecke zwischen Niebüll und Westerland fertig sein. Dann sind wir mit der Insel endlich richtig an das Reichsgebiet angeschlossen, und die Fahrt mit den Fähren hat ein Ende.«

Fenton verzog das Gesicht und starrte aus dem Fenster,

wo Wolkenfetzen und Regenschlieren vorbeizogen. Wenn der Mann mit seiner Einschätzung recht hatte, würde sich die Situation hier mit dem Bau des Damms tatsächlich grundlegend ändern.

Als sich der Brite an Bord des Raddampfers »Freya« der Hoyer Schleuse näherte, wurde der Wind zu Sturmböen, die den Regen schräg durch die Luft peitschten. Fenton musste sich gegen den Sturm stemmen, die Koffer fest an sich gepresst. Am Kai im Hafen lagen bereits zwei Dampfer dicht an dicht. Der ganze Ort erinnerte mit seinen Gebäuden aus massiven Backsteinmauern an eine Festung.

An der Zollstation kontrollierten dänische Beamte akribisch Reisende und Warensendungen, die aus Deutschland kamen oder die Insel verließen. Dabei griffen die Uniformierten mitunter zu rüden, fast schikanösen Methoden. Mit ernsten Gesichtern und vorgehaltener Waffe wurden Ladungen aufgerissen, Koffer geöffnet und Passagiere ange- raunt. Ein wahrlich unfreundlicher Empfang für Reisende aus der neuen deutschen Republik, fand selbst Fenton.

Das Vorgehen der Zöllner war Ausdruck eines lange schwelenden Konflikts um die Zugehörigkeit der Region. Erst wenige Jahre zuvor, 1920, war das Gebiet nach einer Volksabstimmung von Deutschland an Dänemark gefallen. Die deutsche Minderheit fühlte sich von Kopenhagen gegängelt und schlecht behandelt - so wie es vorher der dänischen Minderheit ergangen war, als die Region zum Kaiserreich gehört hatte.

Unter den misstrauischen Blicken der dänischen Grenzbeamten schleppte Fenton die beiden Koffer durch den Schlamm der Zollkontrolle. Mit der rauen Maske eines abgehalfterten Seemanns fiel es ihm nicht schwer, sich als harmloser Reisender auszugeben. Er nickte nur stumm, als ihm die Mündung einer Pistole unter die Nase gehalten wurde. Schließlich bekam der Brite den erhofften Stempel in seinen Pass und konnte die Kontrolle hinter sich lassen. Für die meisten Deutschen ging es mit dem Zug weiter nach Süden, zurück in die Heimat. Fentons Weg führte jedoch in

die entgegengesetzte Richtung nach Norden, wo am Ende seiner Reise die Stadt Ribe lag.

Gegen Abend erreichte Fenton den Bahnhof von Ribe. Die Fahrt hatte ihn durchgeschüttelt. Aber die beiden schweren Koffer waren wohlbehalten bei ihm geblieben. Kaum war der Geheimagent aus dem Abteil gestolpert, nahm ihn auch schon ein hagerer Herr in Empfang und geleitete ihn mit einer knappen Geste durch die Bahnhofshalle.

»Willkommen, Fremder. Ich bin Pastor Enevold Andersen. Ich wurde beauftragt, sie in unserer bescheidenen Kirche zu beherbergen«, flüsterte der Geistliche und warf einen misstrauischen Blick über die Schulter. »Danke. Nennen sie mich gern Archie«, antwortete Fenton. Der Pastor machte eine einladende Geste und zog ihn am Ärmel hinter sich her.

Die beiden liefen durch die regnerische Nacht zu einem heruntergekommenen Hinterhof. Plötzlich tauchte dort ein Schatten auf. Im Schein einer Laterne blickte Fenton in die Augen einer jungen Nonne. Der Pastor wechselte nur ein paar für Fenton rätselhafte Worte auf Dänisch, dann führte die Nonne die beiden Männer durch eine Seitentür.

Aus dem spärlich beleuchteten, muffigen Inneren der alten Kirche schlug Fenton eine Woge aus Weihrauchgeruch und Kälte entgegen. Mit beschlagenen Brillengläsern folgte er den leisen Schritten des Pastors und der Nonne durch das dunkle Kirchenschiff in Richtung Sakristei.

»Hier ist euer Nachtlager für die nächsten Tage«, erklärte Andersen und deutete auf eine Kammer - einfach, aber zweckmäßig. Dort standen ein Bett, ein Schreibtisch und ein Stuhl. »Möge der Herr euch beschützen und behüten, bis eure Reise weitergeht.«

Ohne ein weiteres Wort zog sich der Geistliche in den Hinterhof des Klosters zurück und überließ Fenton seiner kargen Unterkunft. Schwer atmend stellte der Brite seine

Koffer auf den Boden. Er rieb sich die schmerzenden Schultern. Die Flucht war noch lange nicht zu Ende.

Die folgenden Tage vergingen für Fenton zwischen den verstaubten Akten in der Sakristei von Ribe. Tag und Nacht wälzte er die vertraulichen Dokumente aus den Koffern. Keinen Gedanken, keine Skizze aus den geheimen Entwicklungsprotokollen ließ er aus. Er begann, eine Abschrift anzufertigen. Je tiefer er in die ausgeklügelten Pläne der deutschen Wissenschaftler eindrang, desto beklemmender wurde das Gefühl. Manisch hielt er jede noch so kleine Erkenntnis in seinem Notizbuch fest, übertrug verschlüsselte Anmerkungen und ging unzählige Zahlen und Formeln durch. Der Moder der alten Lederbände stieg ihm ebenso in die Nase wie der Geruch unzähliger Kerzenstummel.

Immer wieder stolperte Fenton über Hinweise auf kryptische Decknamen wie »Bor« und »Haubitze« - Bezeichnungen, die den monströsen Dimensionen der Pläne aus den geheimen Labors erst ihre ganze Durchschlagskraft verliehen. Als Fenton schließlich die letzten Zeilen des letzten Blattes überflogen hatte, war auch der Rest von Ahnungslosigkeit verschwunden.

Das Militär des alten Kaiserreichs hatte eine Bestie erschaffen, da war sich Fenton sicher. Eine Bestie der Verwüstung, deren Wesen ihn bis ins Mark erschütterte. Auch wenn er keine Ahnung hatte, ob eine solche »Wettermaschine« überhaupt funktionieren könnte, schließlich war er kein Wissenschaftler, war der Plan von dem Grundgedanken der Zerstörung durchsetzt. Und die Zeichnungen, Diagramme und Thesen des Projekts wirkten in sich stimmig. Mit klammen Fingern schloss er den letzten Aktenstapel und zwang sich zur Besinnung: Koste es, was es wolle, diese Dokumente müssten auf schnellstem Wege nach London gelangen. Um die Welt vor diesem Szenario der »Wettermaschine« zu bewahren. Oder, dachte Fenton

ohne große Begeisterung, um dem britischen »Empire« eine neue Waffe zu ermöglichen. Ihm schauderte bei diesem Gedanken.

Sofort verstaute er das vertrauliche Gepäck in den beiden stabilen Lederkoffern. Die Abschriften jedoch vertraute er dem hilfsbereiten Pastor an, der sie verstecken sollte. Dann ging Fenton zurück zum Bahnhof und nahm abermals den Zug nach Norden. Stundenlang stampfte die Lokomotive mit den Waggons durch die Landschaft nach Esbjerg. Aus dem Fenster blickte er auf die endlosen Felder und Marschlandschaften, die gelegentlich von vereinzelt Gehöften und weidenden Viehherden unterbrochen wurden.

Als schließlich die Silhouette der Stadt Esbjerg in Sicht kam, streckte sich Fenton. Der Brite war bereit für die letzte Etappe, die Verladung auf ein Schiff, das ihn sicher über die Nordsee an die englische Küste bringen würde. Die Entbehrungen und Strapazen näherten sich ihrem Ziel.



Fenton musste die beiden Koffer mit den hochbrisanten Inhalten in Sicherheit bringen, ehe ihm deutsche Militärs auf die Schliche kamen. Am Hafen verließ er den Zug und ging auf das Backsteingebäude der Schifffahrtsgesellschaft zu. Doch gerade als der Geheimagent seinen zerrissenen Mantelkragen gegen den Nieselregen fester zusammenzog und die wertvolle Fracht in den beiden Koffern fest packte, huschte ein Schatten vorbei. Im nächsten Moment spürte Fenton die kalte Mündung einer Pistole zwischen seinen Augenbrauen.

»Ganz ruhig bleiben, Fremder. Kein falscher Schritt, und Ihnen wird nichts geschehen«, sagte eine Stimme aus dem Halbdunkel. Ein Blinzeln genügte, um den Lauf als unmissverständliche Warnung zu erkennen.

»Ich hatte gehofft, in diesem Gewirr von Hafenanlagen ... unauffälliger zu bleiben«, erwiderte Fenton, während er

die Hände hob. »Nun gut, Sie haben mich erwischt. Wie lautet Ihre Forderung?«

Ein höhnisches Lachen drang aus der Dunkelheit. »Oh nein, Fremder. Hier geht es nicht um eine lächerliche Lösegelderpressung. Sondern um viel mehr ...«

Die Gestalt kam unter der Gaslaterne näher und ließ sich genauer erkennen: Eine massige Statur steckte in einem Matrosenmantel und trug eine Deckoffiziersmütze. Tief liegende Augen blickten ihn unter mächtigen Brauen an, ein kantiges Kinn und eine auffällige Gesichtsnarbe, die sich von der Wange bis zum Hals zog. »Heinrich Behrens«, stellte der Mann sich in gefährlichem Ton vor. »Leutnant der ehemals kaiserlichen Flotte. Zuletzt im Auftrag der Reichsregierung und vor allem eines ganz bestimmten Auftraggebers.«

»Ich kann es mir denken: des Militärs.«

Die Pistole in der Pranke des Mannes zielte unverwandt auf Fentons Brust. »Ich werde es Ihnen leicht machen, Mr. Fenton, nicht wahr? Sie haben sich als gerissener Fisch erwiesen, der nicht zu fangen war. Aber hier und jetzt hat das Katz-und-Maus-Spiel ein Ende. Denn diesmal, diesmal entkommen Sie mir nicht mehr.«

Mit einem unheimlichen Grinsen drückte der Deutsche die Mündung gegen Fentons Körper. »Geben Sie mir die Koffer, sofort.«

Wenige Hundert Meter entfernt lag die »Anglia« vertäut und bereit zur Abfahrt nach Harwich. Der schlanke Rumpf des Schiffes hätte Fenton unter anderen Umständen mit Freude erfüllt. Stattdessen stand der Brite nun am Kai vor dem skrupellosen Behrens, der ihm mit einem Grinsen die Koffer abnehmen wollte.

»Nun, Mr. Fenton, keine Tricks mehr. Sie haben Ihr Blatt ausgespielt. Vielleicht sollte ich Ihnen noch einmal zeigen, was hier wirklich auf dem Spiel steht ...« Ein eiskalter Schauer lief Fenton über den Rücken, als Behrens unvermittelt die Klinge eines Springmessers aufschnappen ließ. »Aber so weit muss es natürlich nicht kommen, was meinen Sie?«, sagte Behrens schließlich. »Na, reden Sie schon. Ein

Mann wie Sie wird doch sicher keine Skrupel haben, mir ein wenig zu erklären, was unsere Professoren sich da für ein Projekt ausgedacht haben, oder?»

Fenton spürte, wie sich Behrens' Griff um seinen Kragen bedrohlich verstärkte. »Letzte Warnung für Sie, Fenton«, zischte Behrens zwischen zusammengebissenen Zähnen. »Entweder packen Sie jetzt aus, was in diesen Koffern ist. Oder ich muss es Ihnen mit Gewalt entreißen.«

Fenton schluckte. »Hören Sie, Herr Behrens«, erwiderte er mit gepresster Stimme. »Ich fürchte, die Situation ist etwas ... komplizierter.« Mit diesen Worten riss Fenton plötzlich seinen Ellenbogen hoch und rammte ihn dem Deutschen mit voller Wucht in die Magengegend. Behrens grunzte überrascht und taumelte einen Schritt zurück. Sofort nutzte Fenton den Moment und versetzte ihm einen gekonnten Kinnhaken mit der Faust. Behrens taumelte bedenklich und hob mit schmerzverzerrtem Gesicht seine Waffe. Doch Fenton war schneller, packte die Pistole mit beiden Händen und drehte sie zusammen mit Behrens Handgelenk nach hinten. Ein erschrockener Schrei entfuhr dem Deutschen, dann entriß Fenton ihm die Waffe vollständig.

Mit ihr in der Hand stieß er Behrens rückwärts gegen eine Mauer. Der Deutsche schlug wild um sich. Wieder versetzte ihm Fenton einen erbarmungslosen Hieb. Behrens krümmte sich vor Schmerzen und ging zu Boden. Dann rührte er sich nicht mehr. Fenton kniete sich hin und fühlte den schwachen Puls des Deutschen. »Ich habe dich also nicht ins Jenseits befördert, sondern kampfunfähig gemacht«, sagte er.

Archibald Fenton zögerte einen Moment, bevor er die letzten Stufen zur Gangway der »Anglia« hinaufstieg. Er ließ den Blick noch einmal über die Kaikante schweifen, um sicherzugehen, dass niemand etwas von dem Kampf hinter dem Schuppen mitbekommen hatte. Einige Hafenarbeiter

hatten die Koffer bereits an Bord des Dampfers gebracht und verstaute. Für ein paar Schilling waren sie mucksmäuschenstill gewesen. Jetzt galt es nur noch, die Dokumente auf der langen Schiffsreise nach England vor neugierigen Blicken zu schützen.

Ein letzter Ruck an der Melone, dann trat Fenton entschlossen auf das Deck der »Anglia«. Unwillkürlich straffte er noch einmal die Schultern, als könne eine aufrechte Haltung seine Entschlossenheit stärken. Dann entschied er sich, einer plötzlichen Eingebung folgend, wieder von Bord zu gehen. Fenton lief vom Vorschiff durch die Salons zurück zur Gangway. Die Dampferpfeife ertönte. Gerade rechtzeitig trat Fenton auf die Treppe und lief schnell nach unten.

In einiger Entfernung von der Anlegestelle beobachtete er noch eine Weile, wie sich das Schiff auf die Abfahrt vorbereitete. Rauch stieg in dicken Wolken auf und die Rufe der Besatzung hallten über das Deck. Langsam aber sicher löste sich das Schiff von der Kaimauer und begann, das Hafenbecken zu verlassen. Fenton wandte sich abrupt ab und war mit wenigen Schritten in der Menschenmenge am Kai verschwunden.

Behrens' Blick verhärtete sich, als der Dampfer Fahrt aufnahm und die ersten Wellen gegen den Bug schlugen. Sein Auftrag war klar: Er musste Archibald Fenton und die Koffer mit den Geheimdokumenten finden, koste es, was es wolle. Das deutsche Militär hatte zu viele Ressourcen in dieses streng geheime Projekt gesteckt, als dass man es einem britischen Spion überlassen konnte.

Aber wo war der Mistkerl? Nur gut, dass er es in letzter Minute an Bord geschafft hatte, als das Schiff schon ablegte. Behrens reckte den Hals und spähte über das Deck, aber von Fenton keine Spur. Das konnte nicht sein, der Brite musste sich hier irgendwo aufhalten. Der Agent brummte misstrauisch und zog sich die Jacke enger um die massiven

Schultern. Der verdammte Nieselregen drang ihm bis auf die Knochen.

Mit schnellen Schritten durchquerte er das Deck und suchte die engen Gänge und Aufenthaltsräume ab. Nichts als spärlich eingerichtete Kabinen mit Tischen und Betten fand er. Aber keine Spur von Fenton oder den Koffern. Erstaunt runzelte Behrens die Stirn. Das konnte nicht sein? Warum war Fenton bei der Abfahrt nicht auf dem Schiff gewesen? Der Brite hatte ihn im Hafen verprügelt.

Wütend schlug Behrens mit der Faust gegen die Metallwand. Der Mistkerl hatte ihn doch nicht reingelegt? Wie konnte das sein? Fenton war mit zwei Koffern unterwegs gewesen. Irgendwann auf dem Weg zur »Anglia« musste er die Fracht abgesetzt haben. Aber wo? Und warum?

Fieberhaft durchkämmte er die »Anglia« von vorne bis hinten. Er durchsuchte jede Kammer, die er öffnen konnte, jeden Lagerraum, jeden noch so kleinen Winkel des Schiffes. Aber nirgendwo gab es eine Spur von den Koffern oder dem britischen Agenten. Wie vom Erdboden verschluckt, dachte er. Erschöpft und frustriert kehrte Behrens an Deck zurück. Die Nordsee war unruhig, hohe Wellen peitschten gegen den Rumpf, der Wind zerrte an seiner Jacke. In der Ferne verschwand langsam die dänische Küste am Horizont, während die »Anglia« unaufhaltsam nach Westen pflügte.

Eine eiskalte Erkenntnis machte sich in Behrens Kopf breit: Fenton hatte es geschafft, die Koffer loszuwerden. Und wenn er sie nicht im Frachtraum gefunden hatte, dann waren sie wahrscheinlich im Tresor auf der Brücke eingeschlossen. In diesem Fall war es für ihn so gut wie unmöglich, an die Koffer heranzukommen. Innerhalb weniger Tage würden die Konstruktionspläne für die deutsche Wetterwaffe auf dem Tisch des britischen Geheimdienstchefs liegen.

Wie hatte ihn dieser verfluchte britische Spion nur so überlisten können? Die Antwort würde er wohl nie erfahren. Denn eines war jetzt schon klar: Die Mission war gescheitert. Durch Fentons Trick waren die Pläne für die

Wettermaschine möglicherweise direkt in England gelandet. Eine Schmach für den deutschen militärischen Nachrichtendienst und eine potenzielle Gefahr für das ganze Reich, sollten die Briten diese revolutionäre Technologie gegen die Deutschen einsetzen. Ein Szenario, das Behrens um jeden Preis verhindern musste. Voller Zielstrebigkeit stemmte der Agent die Hände in die Hüften und starrte auf die See.

Archibald Fenton beobachtete vom Kai aus, wie die »Anglia« ablegte und langsam aus dem Hafen von Esbjerg fuhr. Ein Gefühl der Erleichterung machte sich in ihm breit. Die beiden Koffer mit den geheimen Unterlagen für die deutsche Wettermaschine waren sicher an Bord des Dampfers und auf dem Weg nach England. Fenton selbst war im letzten Moment vom Schiff gegangen. Zu groß war die Gefahr gewesen, dass der deutsche Agent ihm auf die Schliche gekommen wäre.

Nun galt es, einen Weg zu finden, die Mission zu beenden. Mit zusammengekniffenen Augen beobachtete Fenton, wie die »Anglia« hinter der Insel Fanö verschwand und Kurs auf die offene Nordsee nahm. Der pfeifende Wind zerzauste sein Haar und der Nieselregen drang durch seine dünne Jacke. Es wurde höchste Zeit, dass er sich einen Unterschlupf suchte. Fenton bahnte sich seinen Weg durch den geschäftigen Hafen. Lastkähne wurden be- und entladen, Seeleute schleppten Kisten und Taue, überall roch es nach Teer, Fisch und Dieselabgasen. Nach einer halben Stunde fand er schließlich ein schäbiges, aber unauffälliges Hotel in einer der Seitenstraßen von Esbjerg. Fenton mietete eines der heruntergekommenen Zimmer und streckte sich auf dem dürrtigen Bett aus. Die letzten Stunden waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen - der Kampf mit Behrens und die gefährliche Aktion im Hafen hatten ihm viel abverlangt. Aber jetzt musste er sich beeilen, um seine Vorgesetzten in London zu informieren. Keine Stunde später war

Fenton bereits auf dem Weg zum britischen Konsulat in Esbjerg.

Der Konsul begrüßte ihn sofort, als er das Gebäude betrat. Fenton überreichte ihm einige Zettel mit einer verschlüsselten Nachricht. Der Konsul begann sofort, das Telegramm an die Funkzentrale weiterzuleiten. Von dort würde die verschlüsselte Nachricht nach London in die Zentrale des britischen Geheimdienstes gesendet werden.

In dem Telegramm teilte er kurz mit, dass sich die Koffer mit den Dokumenten über die deutsche Wetterwaffe an Bord eines dänischen Dampfers nach Harwich befänden. Fenton hoffte inständig, dass sein Signal das Hauptquartier rechtzeitig erreichen und Hilfe geschickt würde. Denn auch die deutschen Agenten würden sicher nicht ruhen, bis sie die Dokumente wieder in den Händen hielten.



Die Gänge der »Anglia« wirken bedrohlich, als Behrens durch das Schiff schlich. Das Gesicht zu einer Maske aus Wut und Entschlossenheit verzerrt, durchkämmte er noch einmal jeden Winkel nach Spuren von Fenton oder den geheimen Dokumenten. Salons, Kabinen, Laderäume - nichts blieb vor seinen Blicken verborgen. Irgendwo musste sich der verfluchte britische Spion mit der Fracht verstecken. Behrens kannte die Anweisungen des Reiches für einen solchen Fall nur zu gut: Die Pläne durften um keinen Preis in die Hände des Feindes fallen. Koste es, was es wolle.

Nach Stunden vergeblicher Suche ließ er sich frustriert vom Quartiermeister die Passagierliste geben. Fenton war wie vom Erdboden verschluckt. Seine letzte Hoffnung ruhte nun auf der streng geheimen »Alternativlösung« seiner Vorgesetzten in Berlin. Mit äußerster Wachsamkeit inspizierte Behrens die untersten Decks des Schiffes in der Nähe der dröhnenden Maschinenräume. Jetzt musste er aufpassen, nicht von der Besatzung gesehen zu werden. Hier, zwischen Kohlebunkern und Antriebswellen, entdeckte er

schließlich einen idealen Platz. Ein gefährliches Lächeln erhellte Behrens' Züge, als er den Koffer herauszog. Rasch untersuchte er den Inhalt - es war die von den Ingenieuren des ehemaligen Kaisers präparierte »Höllenmaschine«. Ein Sprengsatz mit Zeitzündler, der das Schiff versenken sollte, falls die Dokumente in Feindeshand fielen.

Sorgfältig platzierte der Agent die Bombe in einem toten Winkel zwischen Kesselwänden und Maschinenkolben. Dann stellte er den Zeitzündler auf zwanzig Minuten und eilte zurück an Deck. Die Uhr lief unerbittlich - bald würde die tödliche Fracht im Bauch des Schiffes explodieren.

Eine unheimliche Stille hatte sich über die Nordsee gelegt, als Behrens an Deck stand und auf die endlose, graue Wasserwüste blickte. Ein idealer Ort und Zeitpunkt. Er spielte mit dem Gedanken, die Rettungsboote zu sabotieren, wie es seine sorgfältig geplante Mission vorsah. Er könnte Löcher hinein schießen, dachte er. Aber dafür war keine Zeit mehr. Die letzten Sekunden vergingen zäh wie kalter Teer. Behrens' Finger schlossen sich fester um den Griff seiner Pistole. Gleich würde die Maschine das Inferno in den Tiefen des Schiffes entfesseln - unerbittlich und unaufhaltsam.

In der Ferne grollte der erste entfernte Donner. Und dann - ein fürchterliches, metallisches Geräusch, als würde die Welt zerreißen. Die Explosion sorgte für eine Druckwelle, die den gesamten Schiffsrumpf erfasste. Stahlnieten und Stahlträger wurden wie Streichhölzer durch die Luft geworfen.

Der Druck der Detonation riss Behrens von den Beinen und schleuderte ihn wie einen Fetzen Stoff über die Reling. Einen endlosen Moment lang hing er in der Luft, dann stürzte er mit voller Wucht in die unerbittlichen Fluten. Das graue Wasser der Nordsee zerrte an ihm. Hustend und keuchend rang Behrens nach Luft und Orientierung, nur um Sekunden später erneut von einem Wellenkamm überrollt zu werden.

So ging es eine ganze Weile, bis der Agent schließlich wie benebelt vor sich hintrieb. Das war es also, dachte er,

das Ende - nach allem, was er für das Kaiserreich und den verlorenen Krieg gegeben und geopfert hatte. Mit letzter Kraft starrte er auf die dunklen, rauchenden Überreste, die einmal die »Anglia« gewesen waren. Da packte ihn jemand am Kragen. Überrascht drehte er sich um: Ein Rettungsboot lag direkt hinter ihm und ein Matrose griff helfend zu. Er musste mehr Glück als Verstand gehabt haben. Erst sprengte er das Schiff, jetzt wurde er gerettet. Am Horizont sah der Agent schon die Rauchfahne eines Frachters auf sich zukommen. Um ihn herum trieben Trümmer, aber auch weitere Rettungsboote. Und so eiskalt er war, so dachte er doch: Wenigstens die Passagiere schienen es geschafft zu haben.

Fenton rannte die letzten Meter zum britischen Konsulat, Schweiß lief ihm über die Stirn. Die Nachricht vom Untergang der »Anglia« hatte sich wie ein Lauffeuer in den Straßen Esbjergs verbreitet. Völlig außer Atem stürmte er durch die Eingangstür des Konsularbüros.

»Mr. Fenton. Ich nehme an, Sie haben von dem schrecklichen Unglück gehört?«, begrüßte ihn der Konsul mit besorgter Miene.

Fenton nickte schwer atmend. »Ja, die Rezeption meines Hotels hat mich gerade informiert. Was genau ist passiert?«

Der Konsul gestikulierte aufgeregt. »Eine Explosion hat die »Anglia« auf hoher See zerstört. Nach den spärlichen Informationen, die wir bisher haben, konnte der Kapitän noch ein Notsignal absetzen, bevor das Schiff sank.«

»Gab es Überlebende?«, hakte Fenton mit bangem Blick nach.

»Gott sei Dank ja«, beruhigte ihn der Konsul. »Ein kleines Frachtschiff war zum Zeitpunkt des Unglücks in der Nähe und hat alle Rettungsboote und Trümmer aufgenommen. Aber es war eine chaotische und gefährliche Rettungsaktion.«

Fenton runzelte die Stirn. »Wirklich? Laut Wetterbericht

sollten die Bedingungen in der Nordsee doch eher gemäßigt sein.«

»Gut beobachtet.« Der Konsul stimmte ihm zu. »Der Wind war zwar kräftig, aber die See war eher ruhig. Trotzdem war die Evakuierung äußerst riskant und nervenaufreibend.«

Fenton sog hörbar die Luft ein. »Mein Gott, wie viele haben es geschafft? Gab es Tote und Verletzte?«

»Nach ersten Meldungen konnten fast alle der rund 200 Passagiere gerettet werden«, berichtete der Konsul. »Auch von den 50 Besatzungsmitgliedern haben es wohl die meisten geschafft, aber eine genaue Zahl haben wir noch nicht. Einige sollen verletzt sein, vereinzelt wird auch von Toten berichtet.«

Fenton schluckte bei diesen Worten. Die Vorstellung einer Schiffskatastrophe mit all dem Chaos, der Panik und den Schreien der Ertrinkenden jagte ihm einen kalten Schauer über den Rücken. Unwillkürlich schob sich das Bild der brennenden »Lusitania« in seinen Kopf. Er zwang sich, wieder im Hier und Jetzt zu bleiben. »Wissen wir schon, was die Explosion verursacht hat?«

Der Konsul hob die Schultern. »Darüber ist noch nichts bekannt. Aber ich denke, die Untersuchungen der nächsten Tage und Wochen werden es zweifellos ans Licht bringen. Fest steht, dass eine verheerende Detonation das Schiff zerrissen haben muss - von der »Anglia« sind nur noch Trümmer übrig.«

Bestürzt sah Fenton den Konsul an. Die Nachricht traf ihn hart, auch wenn er insgeheim mit dem Schlimmsten gerechnet hatte. Die beiden Koffer mit den Geheimdokumenten mussten sich zum Zeitpunkt der Explosion im Tresor auf der Brücke befunden haben. Für diese zusätzliche Sicherung hatte er den Kapitän vor dem Auslaufen großzügig bezahlt. Aber wenn das Schiff jetzt versenkt worden sei, dann könne nur der deutsche Geheimdienst dahinter stecken, schlussfolgerte Fenton.

»Das ist eine schreckliche Tragödie, keine Frage«, drang die Stimme des Konsuls in seine Gedanken. »Aber bei aller

Trauer müssen wir dankbar sein, dass wir die meisten Menschenleben retten konnten. Kommen Sie, lassen Sie uns in den nächsten Stunden hören, wie es den Überlebenden geht.«

Ein Mitarbeiter des Konsuls kam mit einer Nachricht herein. »Gibt es neue Informationen, Peters?«

Der kleine, rundliche Mann schüttelte den Kopf. »Ja, es gibt eine private Nachricht.«

»Na, dann zeigen sie einmal her«, sagte der Konsul. Er las das Papier und sah überrascht aus. »Mr. Fenton, das ist an sie gerichtet, eine vertrauliche Angelegenheit ...« Er hielt kurz inne und musterte Fentons Gesicht.

»Sir?«, hakte Fenton nach.

Der Konsul lächelte. »Nun ja, es scheint, als wären Ihre Sorgen um Ihre Frau unbegründet. Sie haben einen Sohn bekommen. Mutter und Kind sind wohlauf.«

Fenton war sprachlos. Er konnte es kaum fassen. Er war Vater geworden. Ein überwältigendes Gefühl der Freude durchströmte ihn, gefolgt von einer Welle der Erleichterung. Elizabeth hatte es geschafft, und er war nicht da gewesen. Aber sie waren beide wohlauf, das war die Hauptsache.

»Herzlichen Glückwunsch, Mr. Fenton«, sagte der Konsul und reichte ihm die Hand. „Das ist eine wunderbare Nachricht inmitten dieser Tragödie.“

Fenton schüttelte seine Hand und bedankte sich. »Ich weiß das sehr zu schätzen, Sir. Ich, ... ich muss das erst einmal verarbeiten.«

Der Konsul nickte verständnisvoll. »Nehmen Sie sich Zeit, Mr. Fenton. Und gratulieren Sie Ihrer Frau von mir.«

Fenton blieb noch eine Weile im Konsulat und verfolgte die spärlichen Berichte über die Rettungsaktion. Je klarer das Ausmaß der Tragödie wurde, desto deutlicher zeichnete sich auch ihr positiver Aspekt für seine Mission ab, dachte er für sich.

Die geheimen Unterlagen über die Wettermaschine, die

er in den beiden Koffern an Bord deponiert hatte, waren höchstwahrscheinlich mit dem Schiff untergegangen. Ein strategischer Verlust, keine Frage. Aber war das nicht vielleicht ein Glücksfall, überlegte er. Egal in welchen Händen, eine solche Erfindung konnte nichts Gutes bewirken. Fenton stellte sich vor, was es bedeutet hätte, wenn eine Macht wie das junge Deutsche Reich Zugriff auf eine solch zerstörerische Wunderwaffe bekommen hätte. Mochte das Land nach dem verlorenen Krieg auch am Boden liegen, es würde sich wieder erheben, da war er sich sicher. Zu hart war der Friedensvertrag mit den Deutschen ins Gericht gegangen. Das würde Folgen haben, ahnte er. Und mit einer Waffe wie dieser Wettermaschine wären diese Folgen unabsehbar gewesen. Nein, so gesehen war die Vernichtung der geheimen Fracht wohl der bestmögliche Ausgang gewesen, auch wenn die Umstände bitter waren.

In Fentons Kopf nahm ein Plan Gestalt an: In Ribe hatte er eine Abschrift der wichtigsten Details der Wettermaschine im Dom versteckt, auf seiner Fahrt nach Esbjerg. Niemand würde dort nach geheimen Dokumenten suchen, zumindest nicht vorerst.

Kaum eine Stunde später hatte er seine Sachen gepackt und verließ den Hafen von Esbjerg. Eine kurze Zugfahrt brachte ihn zurück in die Altstadt von Ribe. Von seinem letzten Aufenthalt kannte er Pastor Enevold Andersen, den hilfsbereiten Geistlichen.

»Mr. Fenton, Sie wieder hier?«, begrüßte ihn der Pastor lächelnd, als der Brite die kleine Seitenkapelle betrat. »Ich nehme an, es ist immer noch die gleiche Sache wie beim letzten Mal?«

»Ja, ja«, nickte Fenton und schüttelte dem Geistlichen die Hand. »Obwohl sich einiges geändert hat und ich wohl eine endgültige Lösung finden muss.«

Der Pastor sah ihn ernst an. »Lassen Sie mich raten: Hat das etwas mit dem Schiffsunglück auf der Nordsee zu tun?«

Fenton seufzte. »Die ›Anglia‹ wurde gesprengt. Meine Unterlagen waren auf dem Schiff und müssen jetzt auf dem Meeresgrund liegen.«

»Mein Gott.« Schockiert schlug sich der Pfarrer die Hand vor den Mund. »Das ist wirklich schrecklich. Und doch ... vielleicht ist es in Ihrem Fall sogar von Vorteil?«

Fenton sah den Pastor überrascht an. Er hatte genau denselben Gedanken gehabt und war erstaunt, dass der Geistliche so rasch kombiniert hatte. »Lassen Sie es mich so sagen«, fuhr Andersen mit gedämpfter Stimme fort. »Was auch immer mit diesen Dokumenten beabsichtigt war, es ist nun verhindert worden. Die Weisheit Gottes scheint auf eine für uns unergründliche Weise gewirkt zu haben.«

Fenton gab ihm recht. »Ja, ich bin zu einem ähnlichen Schluss gekommen. Diese besondere Fracht hätte in den falschen Händen zu unvorstellbaren Katastrophen führen können. In gewisser Weise haben wir also noch einmal Glück im Unglück gehabt.«

Andersen lächelte erleichtert. »Dann fällt es mir auch nicht allzu schwer, Ihnen bei der sicheren Verwahrung der restlichen Dokumente behilflich zu sein. Wo sollen wir sie denn verstecken? Vielleicht im Wandreliquiar des Chores?«

Fenton schüttelte stirnrunzelnd den Kopf. »Zu auffällig, fürchte ich. Aber wenn Sie mir einen Platz in der unterirdischen Gruft anbieten könnten? Dort dürften die Papiere vorerst sicher sein.«

»Gewiss, gewiss.«

»Lassen Sie mich vorher noch einen Hinweis geben.« Fenton blickte auf einen Zettel mit den Koordinaten, an denen die »Anglia« in der Nordsee gesunken war. Er zog eine verzierte Karte aus der Tasche, die das Seegebiet zwischen Dänemark und England darstellte. Dann zeigte er auf einen Schreibtisch. »Darf ich mir ein paar Notizen machen?«, fragte er den Pastor.

»Natürlich, da ist Tinte. Nehmen Sie sich so viel Zeit, wie Sie brauchen.«

Eine halbe Stunde später war Fenton fertig, faltete die

Karte sorgfältig zusammen und steckte sie in einen Umschlag. Dann ging er zum Pastor zurück.

»Kommen Sie mit.« Andersen winkte ihn durch eine schmale Tür hinter dem Altar. Eine steile Steintreppe führte hinab in die Gruft unter der Kathedrale. Schummriges Licht fiel durch die schmalen Fensterschlitze, durch die das Gezirpe von Fledermäusen zu dringen schien. Neben ihnen erstreckten sich lange Reihen von Grabkammern.

»Das dürfte für eine Weile der sicherste Ort sein«, flüsterte der Pastor und deutete auf ein leeres Grab. »Legen Sie die Dokumente dort hinein, und ich werde den Raum anschließend versiegeln. So findet sie niemand, ohne genau zu wissen, wo er suchen muss.«

Fenton schob die Tasche mit den Dokumenten in das kleine Grab. »Danke, Hochwürden«, sagte der Brite leise. »Sie haben mir wieder einmal sehr geholfen. Ich hoffe nur, dass dieser Albtraum eines Tages ein Ende hat.«

Der Pastor betrachtete Fenton aufmerksam. »Sie wirken erleichtert, Mr. Fenton. Fast schon fröhlich, trotz der schrecklichen Nachrichten.«

Fenton zögerte einen Moment, dann lächelte er. »Ich habe noch eine Nachricht erhalten, Reverend. Eine gute Nachricht. Ich bin Vater geworden. Ein kleiner Junge.«

Andersen lächelte. »Das ist wunderbar! Herzlichen Glückwunsch, Mr. Fenton. Inmitten all des Leids ist das ein wahrer Segen.«

»Ja«, stimmte Fenton zu. »Das gibt mir Kraft. Aber es macht mich auch noch entschlossener, diese Mission rasch zu beenden und nach Hause zurückzukehren.«

Der Pastor legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter. »Möge Gott sie beschützen, Mr. Fenton. Und passen sie jetzt besonders gut auf sich auf. Ihre Familie braucht sie.«

Begleitet von diesen Worten verließ Fenton die Domgruft, während Pastor Andersen die verborgene Grabkammer sorgfältig mit Steinen verschloss. Langsam ging der Brite durch die verwinkelten Gassen der Altstadt von Ribe. Sein Blick schweifte über die reetgedeckten Häuser

und den mittelalterlichen Charme des Städtchens. Wie eine Zeitreise in längst vergessene Epochen, in denen Frieden und Beschaulichkeit geherrscht haben mussten.

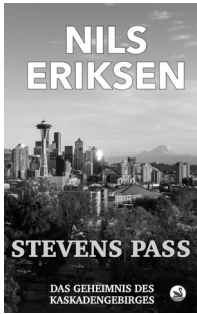
So schlenderte Fenton mit gesenktem Blick durch das idyllische Ribe. Mit dem Postdampfer kehrte er später über Norwegen nach Großbritannien zurück. Er setzte aber gefährliche Tätigkeit als Geheimagent fort. Die Schatten der Vergangenheit verfolgten ihn, und bei einem seiner nächsten Einsätze wurde er schwer verwundet. Doch Fenton überlebte. Mit geschundenem Körper, aber unbezwingbarem Geist kehrte er sich schließlich zu seiner Familie zurück, zu Elizabeth und seinem Sohn, die ihm die Kraft gaben, ins Leben zurückzukehren.

Weder Archibald Fenton noch Pastor Andersen konnten ahnen, welches Leid der Menschheit ab den 1930er-Jahren bevorstehen würde. Eine Katastrophe epischen Ausmaßes, die das Wertesystem bis in seine Grundfesten erschüttern sollte. Das Städtchen Ribe würde davon ebenso wenig verschont bleiben wie der Rest der Welt. Und doch thronte der Dom weiter erhaben über den Dächern der Stadt - bis in die heutige Zeit.

LESEN SIE AUCH

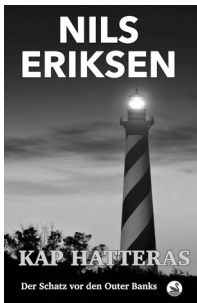
BÜCHER VON NILS ERIKSEN

»Stevens Pass: Das Geheimnis im Kaskadengebirge« - Erik & Amelia Buch 2



Sie starten in ihr neues Leben im kanadischen Edmonton: der Journalist Erik aus Deutschland und die Biologin Amelia aus Kanada. Doch kaum brechen sie zu einer Reise nach Prince Rupert an der Pazifikküste von British Columbia auf, geraten sie ins Fadenkreuz des organisierten Verbrechens - mit Verstrickungen weit in die Politik.

Als gedruckte Ausgabe oder als E-Book im Buchhandel in der zweiten Auflage



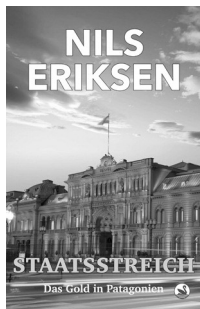
»Kap Hatteras: Der Schatz vor den Outer Banks« Erik & Amelia Buch 3

Amelia wird auf einer Konferenz in Detroit entführt. Für Erik beginnt die verzweifelte Suche nach seiner Verlobten. Der Entführer ist der skrupellose Mafioso Orson Corbyn.

In New York erhält Erik Hilfe von dem Reporter Billy und Amelias Bruder Robin.

Sie finden heraus, dass Corbyn einem Schiffswrack in North Carolina auf der Spur ist.

Im Buchhandel als Print-Ausgabe oder E-Book und als Hörbuch.



»Staatsstreich: Das Gold in Patagonien«

Erik & Amelia Buch 4

Als der Eriks Onkel Richard in Buenos Aires von einem riesigen Goldschatz aus dem Zweiten Weltkrieg erfährt, wendet er sich verzweifelt an seinen Neffen in Kanada. Eine Gruppe von Militärs plant, mithilfe dieses Schatzes die Macht in Argentinien zu übernehmen. Sofort bricht Erik mit Amelia nach Südamerika auf, um Richard im Kampf gegen die Verschwörer beizustehen. Doch bald finden sie sich in einem tödlichen Netz aus Intrigen und Gewalt wieder.

Im Buchhandel als Print-Ausgabe oder E-Book.



»Der Passagier aus Chicago«

Der Reiseroman der Erik & Amelia Serie:

Journalist Erik aus Deutschland möchte aus seinem Leben ausbrechen und begibt sich auf ein Abenteuer quer durch Nordamerika, in dem er große Teile des Kontinents in legendären Personenzügen durchquert - bis er Amelia kennenlernt. Ein Reiseroman und eine Liebesgeschichte, die zeigt, wie alles begann. *Als gedruckte Ausgabe oder als E-Book im Buchhandel*

*Erleben Sie die ganze Welt von Nils Eriksen und seinen unvergesslichen Charakteren. Besuchen Sie nils-eriksen.de und laden Sie den kostenlosen kurz-Roman »**Helgoland Connection**« mit 75 Seiten herunter, wenn Sie sich in meinen Newsletter eintragen.*